

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 120.

Posen, den 13. November 1927.

Nr. 120.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Vand.

89. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

So schrieb Lobkowitz gelegentlich Beethovens großem Erfolge später einmal an Erzherzog Rudolf: „Obgleich ich mit dem Betragen Beethovens gegen mich nichtsweniger als Ursache habe, zufrieden zu sein, so freut es mich doch als leidenschaftlicher Musikkfreund, daß man seine gewiß großen Werke nun wirklich zu würdigen anfängt,“ ein Zeugnis der wirklich vornehmen Gesinnung des Fürsten.

Beethoven war in Geldsachen ungemein empfindlich und kleinlich, wozu die jahrelangen kummervollen Sorgen in erster Linie das ihrige beigetragen haben mögen, und dieser Umstand ließ die Beziehungen zu dem dritten seiner Mägene, dem generösen Fürsten Ferdinand Kinsky, ganz besonders traurig enden. Der Fürst starb unmittelbar nach der kritischen Zeit des Staatsbankerotts im September 1812 eines plötzlichen Todes, als er im Park des Grafen Chotel in Weltrus in Böhmen mit seinem Pferde zu Fall kam. Durch dieses tragische Ereignis und die Selbstkatastrophe geriet die fürstliche Vermögensverwaltung in Bedrängnis, und die Zahlungen an Beethoven setzten aus. Beethoven war ganz untröstlich, weniger über das tragische Geschick des Fürsten, als über die ihm selbst drohende prekäre Lage, um so mehr, als er zu der Badereise nach Teplitz Geld brauchte, wo er mit Goethe zusammenkommen sollte.

Schon im Sommer 1811 war Beethoven in Teplitz gewesen, wo er den jungen Barmhagen von Ense, damals Leutnant in österreichischen Diensten, und dessen Rahel kennen gelernt hatte, der ihm Texte für Opernwerke zu dichten versprochen hatte. Das junge Paar hatte Beethovens lebhafteste Zuneigung gewonnen, und er verkehrte durch Wochen in freundschaftlichster Weise mit ihnen, so daß der prächtige junge Barmhagen von ihm ganz entzückt war, um so mehr, als er ihnen oft und gerne in der Musik seine Seele erschloß. Barmhagen äußert seine Freude darüber gegen Ludwig Uhland, dem er schrieb: „Die letzten Tage im Ausgang des Sommers lernte ich in Teplitz Beethoven kennen und fand in dem als wild und ungesellig verufenen Manne den herrlichsten Künstler von goldenem Gemüt, großartigem Geist und gutmütiger Freundlichkeit. Was er Fürsten abgeschlagen hatte, gewährte er uns beim ersten Sehen: er spielte auf dem Fortepiano. Ich war halb mit ihm vertraut, und sein edler Charakter, das ununterbrochene Ausströmen eines göttlichen Hauches, das ich in seiner übrigens sehr stillen Nähe immer mit heiliger Ehrfurcht zu empfinden glaubte, zogen mich so innig an, daß ich tagelang die Unbequemlichkeit seines Umganges, der durch sein schweres Gehör halb ermüdend ward, nicht achtete und besonders die letzten Tage nur mit ihm zubrachte. Würde ich es nicht durch unüberwältigte Zeugnisse, daß Beethoven der größte, tiefstinnigste und reichste der deutschen Tonkünstler ist, so hätte der Anblick seines Wesens es mir, sonst in der Musik ganz Unkundigen, unwidersprechlich dargegeben. Er lebt nur für seine Kunst, und keine irdische Leidenschaft entstellt ihre Ausübung bei ihm; unglaublich fleißig und fruchtbar ist er. Er sucht das Weite auf seinen Spazier-

gängen und auf einsamen Wegen zwischen Bergen und im Wald, beruhigt in die großen Züge der Natur blickend, denkt er Töne, freut er sich seines eigenen Herzens. Ich erwähne solcherlei, damit du nicht versuchen mögest, ihn mit irgendeinem anderen Musiker zu vergleichen, sondern ihn bestimmt absondern mögest. Könnte ich Dir sagen, wie schön, wie rührend, fromm und ernst, als küsse ihn ein Gott, der Mann aussah, als er uns auf dem Fortepiano himmlische Variationen vorspielte, die so reines Erzeugnis eines waltenden Gottes waren, daß der Künstler sie dem Verhallen überlassen mußte und, wie gerne er auch gewollt, sie nicht auf dem Papiere festhalten konnte! Diesem nun, mein teurer Freund, habe ich alle deine Gedichte, die abzuschreiben leider nicht Zeit war, auf sein Begehren geschenkt, und du kannst hoffen, bald einen Teil davon komponiert zu sehen. Ich freue mich dabei, als wären sie von mir.“

Und nun sollte das große Ereignis im Leben Beethovens kommen, die seit jeher ersehnte persönliche Bekanntschaft mit Goethe, dem von aller Welt bewunderten großen Dichter und Menschen; zwei gleich große im Geiste, aber so recht grundverschieden in ihrem Wesen.

Beethoven rüstete zu dem Erlebnis mit besonderer Hingebung und packte diesmal, im Sommer 1812, seinen Koffer mit besonderer Sorgfalt. Zwei gute Anzüge, reichlich Wäsche nahm er mit, um dem Herrn Staatsminister würdig entgentreten zu können, und als er im Reisewagen saß, erwog er Hunderte von Gedanken und Reden, die er an Goethe richten wollte, für den er seit den Beziehungen zu Bettina Brentano eine noch gesteigerte Bewunderung hegte.

Nach der Ankunft in Teplitz erfuhr er, daß Goethe in den nächsten Tagen in Karlsbad erwartet werde, und Beethoven sah seiner Ankunft mit fieberhafter Ungeduld entgegen. Es war ein heißer Juli, und er, der sonst ungebunden durch Wald und Flur streifte, blieb in der Kurstadt und deren Promenaden, mit dem einzigen Gedanken an die Zusammenkunft mit dem Dichter beschäftigt.

Endlich, am 16. Juli, erhielt Beethoven ein Billett Goethes, das ihm in wenigen Zeilen mitteilte, daß er sich freuen werde, ihn morgen bei sich zu sehen.

Beethoven verbrachte eine fast schlaflose Nacht; also am nächsten Vormittag sollte er das Glück haben, dem Olympier gegenüberzutreten, dem größten Manne Deutschlands die Hand zu drücken, mit ihm zu sprechen und seine Freundschaft erringen. Er wußte, wie warm Bettina für ihn eingetreten war, und durfte hoffen, daß Goethes Interesse für ihn durch sie erweckt worden sei und daß der große Mann in Weimar schon manches von ihm gehört haben dürfte.

In den frühesten Morgenstunden machte er sorgsamer denn je Toilette, band eine feine Halsbinde um seinen schön gefälteten Kragen und begab sich mit einer gewissen Grandezza zum Postwagen, der ihn mit anderen Passagieren nach Karlsbad hinüberführen sollte. Er hatte das Gefühl, als müßte es ihm jedermann ansehen, daß er im Begriffe sei, Goethe zu besuchen, und in seinen Augen lag der Abglanz der erhebenden Freude, welche dieses Ereignis in seiner Brust auslöste.

Die Räder des Fuhrwerks knarzten, die Peitsche des Kutschers knallte von Zeit zu Zeit, und die anderen

nier Passagiere plauderten von Geschäften, vom Wetter und anderem, aber in Beethoven klang es und sang es nur eins: Goethe.

Gegen elf Uhr war Karlsbad erreicht, und ohne ein Auge für die Schönheit der Kurstadt zu haben, ohne ein Ohr für das Rauschen der Tepl, die durch den Ort strömte, ging er rasch nach den „Drei Mohren“, die er bald erfragt hatte, und stand wenige Minuten später vor dem Hause, das Goethe beherbergte. Mit klopfendem Herzen stieg er die Treppen zum ersten Stockwerk empor, wo der Dichter wohnte, und pochte leise, fast zaghaft an die Tür. Eine freundliche ältere Frau, die Hauswirtin, öffnete und fragte nach seinem Begehren.

„Ist Seine Exzellenz Herr von Goethe zu Hause?“ fragte er schüchtern.

„Wen darf ich melden?“

„Herr von Goethe erwartet mich! Mein Name ist Beethoven!“

Ein Lächeln der Freude flog über das Antlitz der Frau, und sie sah den Besucher mit Stolz und sichtlicher Neugierde an.

„Ach, der berühmte Herr von Beethoven aus Wien! Das freut mich ungemein! Treten Sie nur ein, Seine Exzellenz wird sofort erscheinen!“

Und sie führte Beethoven mit bescheidener Gebärde und doch voll Stolz, in diesem Augenblick in ihrem Hause zwei Größen wie Goethe und Beethoven vereint zu haben, in den geräumigen Salon, wo sie ihn einlud, auf einem der Fauteuils, die um den runden Tisch in der Mitte des mit gediegensten bürgerlicher Pracht eingerichteten Raumes standen, Platz zu nehmen. Beethoven ließ sich ein wenig befänger nieder.

„Ich werde Seiner Exzellenz sofort Ihre Ankunft melden, Herr von Beethoven.“

Die Frau verschwand in den Nebenraum, und Beethoven blickte in dem Raume umher, der den größten Mann der Zeit den von aller Welt bewunderten Dichter beherbergte. Sein Blut pochte ihm im Halse und an den Schläfen, und ihm war ganz seltsam zumute, am liebsten wäre er davongelaufen.

Die Tür, durch welche die Frau abgegangen war, ping auf, und langsam, feierlich, mit ernstem gemessenen Schritten, gleich einer wandelnden Statue, trat die mächtige, hoheitsvoll gebieterische Gestalt Goethes ein, ein feines, aber fast ernstes Lächeln auf den Lippen, die rechte Hand dem Gaste weit entgegenstreckend.

Beethoven sprang von seinem Sitze auf.

„Es freut mich, mein lieber Herr von Beethoven, Sie kennen zu lernen,“ kam es von des Olympiers Lippen.

Beethoven brauste es in den Ohren, so daß er die Worte mehr erriet, als er sie hörte, und er schlug schüchtern in die dargereichte Hand ein.

„Exzellenz, ich bin überglücklich, die Ehre zu haben.“

„Nehmen Sie nur wieder Platz, mein Lieber,“ lud Goethe mit einem verbindlichen Lächeln ein und schob einen zweiten Fauteuil dicht an Beethovens Sitz heran. „Ich habe, besonders von unserer lieben Bettina, so viel Schönes von Ihnen gehört, auch einige Ihrer trefflichen Kompositionen, daß es mich freut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich weiß auch, Herr von Beethoven, daß es mit Ihrem Gehör leider nicht am besten steht und wie schwer es ist, mit Ihnen Konversation zu machen.“

„Exzellenz sind zu gütig,“ erwiderte Beethoven, über diese Rücksichtnahme gerührt und erfreut, „aber hier ist mein Zustand ein erheblich besserer als in Wien, und ich freue mich, Eure Exzellenz, dessen Dichtungen ich bewundere und verehere, dies nunmehr persönlich aussprechen zu können.“

„Sie haben ja einiges von mir recht artig in Musik gefeßt!“

„Soweit mein Können imstande war, diese kostbaren Werke in Musik zu hüllen. Das Beste davon lag schon in dem herrlichen Rhythmus ihrer Verse!“

Der große Dichter, der an Huldigungen aller Art gewöhnt war, lehnte mit einer lässigen Handbewegung Beethovens Kompliment ab.

„Lassen wir meine Arbeiten aus dem Spiel, Beethoven! Mir ist darum zu tun, Sie kennen zu lernen, da ich von der Musik als solcher, so sehr ich sie liebe und schätze, nur wenig verstehe. Ich hoffe, durch den Gedankenaustausch darüber von Ihnen namhaft zu profitieren und durch das Studium Ihrer Person manch Neues auf diesem Gebiete kennen zu lernen.“

„Exzellenz machen mich durch Ihre freundlichen Worte überglücklich, und ich bitte, überzeugt zu sein, daß alles, was ich Ihnen sage, aus dem Grunde meiner Seele kommt, das voll Ehrfurcht und Bewunderung für Ihre Person und Ihre Werke ist.“

„Wollen wir nicht lieber über Ihre Werke sprechen, mein lieber Beethoven?“

„Ich wüßte wahrlich nicht, was ich Eurer Exzellenz darüber zu sagen hätte. Was ich über Musik im allgemeinen und meine besondere Stellung zu ihr zu sagen habe, das habe ich in stundenlangen Gesprächen mit Fräulein Brentano ausgesprochen, und diese hat die dankenswerte Freundlichkeit gehabt, in ausführlichen Briefen Eure Exzellenz davon zu unterrichten.“

„Die Briefe sind mir in bester Erinnerung, und wenn ich auch manches dem jugendlichen Ueberschwang der leicht zu enthusiasmierenden Bettina zugute halten muß, so haben sie mir ein gutes Bild von Ihnen und Ihrem großen Talente gegeben, das gern den Wunsch in mir rege machte, Sie näher kennen zu lernen.“

Beethoven, der Goethe mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörte, verbeugte sich, ungemein geschmeichelt von den anerkennenden Worten des Dichters.

„Apropos!“ fuhr Goethe nach einer kleinen Pause fort, „was halten Sie von der kleinen Brentano?“

„Sie ist eines der reizendsten und klügsten Geschöpfe, das ich jemals kennen gelernt, und ihr Geist muß um so mehr imponieren, als er im krassesten Gegensatz zu ihrer blühenden Jugend steht. Ich muß sagen, daß mir ihr Wesen, ihr Verständnis für alle Dinge, mochten sie ihr auch noch so ferne liegen, geradezu imponiert hat und mich sehr für sie einnahm.“

Goethe nickte wie zustimmend zu den Worten Beethovens.

„Ja, da beurteilen Sie die Kleine richtig, und diese Eigenschaften sind es auch, die mich an das junge Wesen fesseln, das sicher seinen Weg machen wird.“

„Davon bin ich überzeugt, Exzellenz, und ich werde ihr, so lange ich lebe, dankbar dafür sein, daß sie mir in Wien so viel ihrer Zeit gemidmet hat und sich bei Ihnen so warm für mich einsetzte.“

„An was arbeiten Sie jetzt, Herr von Beethoven?“

„Wie immer an einer Sinfonie, derzeit bereits die achte, und dazwischen komponiere ich kleinere Piecen für Klavier, Vieler und anderes. Exzellenz wissen bereits, daß es mein sehnlichster Wunsch ist, eine Reihe Ihrer herrlichen Gedichte in Musik zu setzen, und dieser Wunsch ist im Augenblick stärker denn je, wo ich Ihnen Aug' in Auge gegenüberstehe und alle meine höchsten Erwartungen von dem Eindruck Ihrer gewaltigen Persönlichkeit weitaus übertroffen erscheinen.“

Goethe ging über dieses neuerliche Kompliment Beethovens mit Stillschweigen hinweg; er war es sich gewöhnt, Huldigungen entgegenzunehmen.

„Denken Sie an eine größere Arbeit für die Oper?“ sagte er, Beethoven das Wort abschneidend. „Man hat mir von Ihrer Oper „Fidelio“ viel Gutes erzählt, auch daß sie auf dem Theater nicht viel Glück gehabt hat.“

„Der „Fidelio“ ist mein Schmerzenskind, Exzellenz, aber trotz aller Mißgunst der Verhältnisse bin ich überzeugt, daß er noch seine Anerkennung finden wird. Wenn erst einmal die Verhältnisse in Wien und Oesterreich besser geworden sind — die Zeit für meinen „Fidelio“ wird noch kommen!“

(Korrekturen folgt.)

Die weiße Flöte.

Eine Gespenstergeschichte aus den Bergen.

Von Erich Maffe.

Als wir die letzte Pyramide des Jungfrauipfels hinaufflommen, Schritt um Schritt Stufen schlagend in das silbrige Splitters eis, und nun die Welt weit liegt — die weiße Erde — bereit und schweigend, aufgeschüttelt und wieder gebrochen in riesigen Seracs, ist bei aller Freude des hämmernenden Herzens doch eine Angst, anders als nur jene, hier ausgleiten zu können jeden Augenblick und tot zu liegen, zerschmettert, begraben: irgend eine Angst ein schnürendes Gefühl wie ein weißer Ring, als verweise auch das Herz, werde hart und beschlagen in dampfender Kälte, während das Rücken immer langsamer wird und übergeht in ein kaltes Klammern, die auch das Starr und endlich — erlischt.

Dann möchte ich irgend etwas schreiben, aber die Luft ist so dünn, daß sie den Auf nicht trägt, weicht aus, unmittelbar vor dem Mund, bis ein ganz feiner Schwindel kommt und die Arme zu zittern beginnen und — die Flöte erkönt, ein ganz heller, silberfeiner, erfrorener Ton, mitten heraus aus der Ewigkeit, ganz einsam und klein, wie eine irre Seele — suchend, suchend — was denn? Das Nichts?

„Es ist jemand verunglückt,“ sagten dann die Führer, „eine Seele findet nicht —“

„Was nicht?“

Aber statt aller Antwort nehmen sie die Eishäfen und hauen ein schmales Loch in das Eis, immer tiefer und tiefer — — damit sie unter das Eis kann — darunter,“ ziehen den Hut und sprechen ein Gebet.

Am Nachmittag sind wir in Konfordia. Und der Weg dahin über das Ewigschneefeld ist wie der Gang über ein gewisses weiches Leichentuch. Und man geht in diesem Traum, irgendwie und irgendwo — ganz von selber — Schritt um Schritt, ganz fern von allen Dingen, bis plötzlich, kurz vor der Hütte, die Spalten kommen und man sich erinnert: ich bin doch ein Mensch, ja — und nun muß man hier aufpassen, daß man nicht hineinstürzt in solche Spalten, hinein in die Erde, „darunter“ — ganz endlos — liegen bleibt und erfriert. Und der Verstand beginnt krampfhaft zu arbeiten, sucht mit aller Gewalt diesen Rannebel zu brechen — so lange wenigstens, bis man oben ist in der Hütte und hinsinken kann in das Stroh — nur liegen, irgendwo: Hände und Füße — endlich ins Dunkle — und die überblendeten Augen zur Ruhe kommen — endlich, endlich. Da tanzen nun die bunten Funken, wirren im Kopf herum, hinter der Stirn, bis alles sich dreht, dumpf wird und unkenntlich — und nun der Rücken zu schmerzen beginnt, ziehend und immer heißer, wie eine große brandige Wunde mitten im Knochen, daß man sich umherwälzt rechts und links. Aber es wird schlimmer nur, und nun auch in den Waden — bittere Krämpfe. Bis endlich ein Schlaf kommt, hinabfahrend in die letzten Tiefen, alles verlöschend in einem einzigen grohen Dunkel.

Wie lange das so geht, ist unklar. Plötzlich fühlt der Körper heftige Stöße. Aber es ist noch alles wie unter einer ganz schweren Schicht, bis das Bewußtsein ganz langsam sich gereinigt und klarer wird und nun auch Stimmen hindurchbringen — laut und abgerissen — und ein Laufen und wehende Arruhe von grohen, klappernden Stiefeln und einzelnen, gelb huchenden Klammchen.

„Es ist wer verunglückt. Machen's klar!“

Taumelnd und wie betrunken stehe ich auf und taste mich im Halbdunkeln zur Wand hinunter. Was ist denn das alles? Ein Pröstel geht mir den Rücken hinunter, und die Zähne klappern in heftigem Krampf. Erst allmählich wird mir klar, daß die Tür weit offen steht und eine kalte, schneeflechte Nachtluft von draußen hereinströmt. Und da halte sie den Körper, schwankend und schwer, zwei an den Armen und zwei an den Beinen, während zwei vorangehen mit Besen und Laternen, die sie nun an die Wand hängen, daß alles gespensterhaft flackert, unruhig, hin und her, und der beizende Dampf sich mischt mit den weißen Nebeln des Salmats.

Sie haben ihm die Eisfelsen aufschneiden müssen, so hart waren sie gefroren, verwachsen mit dem Fleisch, und während er nun da liegt auf dem Stroh, nackt und bläulich der dürre Leib, reiben sie ihm mit Schnee und Branntwein die erfrorenen Glieder, reiben die Arme hoch hinauf und zurück, langsam im Takt — eins zwei, eins zwei. Und pochen gegen das Herz, pressen die Brust zusammen, zwei riesige Hände, daß die Rippe fast bricht, lassen los und wieder zusammen — wie Automaten: Pflicht, Ruhe, Exaktheit, irgendwie tot und gelernt, gelehrte Marionetten — eins zwei, eins zwei.

Plötzlich kommt ein Lebendiges, etwas wie eine ganz selbständige Bewegung in sie alle hinein: Vorbeugen, blinkende Augen und fast wie ein Schreien. Denn er hat sich bewegt; der Tote kommt zurück, wacht von neuem auf, klopft in der Brust — atmet, atmet. Und auch das Blut weicht langsam, und durch die wächserne Blässe der Haut dringt ein pulsendes Rot, schwach noch, aber deutlich, stärker und stärker. Da reissen sie Lächer zusammen — von überall: Dedern, Rufen, Stöße, was immer sie finden. Und führen sich damit auf ihn mit verdoppelter Kraft, daß er nicht wieder zurückgleite in die finstere Nacht. Und da bewegt er die Lippen. Und schon hoch das Wasser, und sie flößen ihm den heißen Tee ein. Und nun schludert er selbst, voll Inbrunst und Geklagtheit, als wäre das das Leben.

Endlich ist er so weit, daß er sprechen kann: aber es ist nur erst ein Wimmern — wenige Worte und immer das gleiche: „Die Flöte! Nehmt mir doch den weißen Schrei von den Ohren — die — die Flöte!“

Die Führer befreuzigen sich, hüllen ihn nun ganz in warme Dedern und lassen ihn so liegen, daß er erst einmal schlafe „den lebendigen Schlaf“, denn der andere war ja nicht das, war doch schon eigentlich — der Tod.

Schweigend sitzen nun die Männer in dem halbdunklen Raum, jeder für sich — mit seinem Tabak und seinen Gedanken. Ein dichter blauer Rauch steht in dem Raum, und diese plötzliche Stille nach all dem wirren Lärm ist erschreckend, legt sich einem auf die Brust und wird so quälend, daß ich schließlich ein Gespräch losbreche, irgend welche Worte, Wetter und Morgen und „solche Rettungen“. Aber jene bleiben wortfarg, und bald gebe ich es auf und verstumme wieder. Und nun lastet es desto schwerer, unbehindert, drückend und dumpf, daß man nicht zu atmen magt und nicht zu leben.

Plötzlich schrillt ein Pfiff durch die Luft, ganz hoch, als werde mit feinsten Säge Glas gesägt. Und in dem Augenblick wird die Flamme ganz klein und sinkt zusammen, und zwei Schatten zeichnen sich zitternd an der Wand, während ein kaltes Wehen durch den Raum geht. All das nur einen Augenblick. Doch kaum haben wir uns gesammelt, steht plötzlich der Erfrorene vor uns, aufrecht, mitten in unserem Kreis und, als wenn nichts geschehen wäre:

„Ich habe Hunger. Wenn ich recht bitte, geben Sie mir etwas zu essen —?“

Da bricht einer in ein kräftiges Lachen aus, schlägt ihm auf die Schulter und sagt: „Gut hast's gemacht!“

Da ist es nun eine Erlösung, und der Atem wird wieder leicht. Und sie holen das Brot, breite Stücke, und Speck. Und heißen hinein, herzlich und lachend. Und der Speck ist fort, irgendwohin. Versunken. Nie gewesen. — — Und so erzählt er:

„Heut nacht um zwei bin ich aufgebrochen. Wollte zum Silberhorn —“

„Allein?“

„Freilich! Erst wollte ich noch den Tauber Johann zum Führer nehmen —“

„Den Alten von Grindelwald?“

„Den. Aber er wollte nicht. Er sei voriges Jahr gewesen. Da hätte es so eine Sache gehabt. Und nun: er geht nicht. Fertig. Was soll man machen? Ich bin nicht fürs Warten. Also los, allein. Alles geht auch ganz gut. Wie aber so der Mittag vorbei ist, kommt dieser verfluchte Nebel. Ich bin gerade im Notkalfattel und denke mir: jetzt schnell nach Konfordia, ehe der Schneesturm dich packt. Ich nehme also meine letzte Kraft zusammen und marschiere hierher. Aber schon auf halbem Wege seht der Sturm ein — wahnsinnig und atemlos — und peitscht die pridelnden Flocken und Körner mitten in die Augen, daß man nichts sehen kann. Ich ging nur immer geradeaus, bis ich plötzlich merkte, ich habe die Richtung verloren. Wie lange ich so gegangen, weiß ich nicht. Ich habe gar nichts denken können, bin nur immer gegangen, gegangen, bewußtlos, irgendwie. Plötzlich fühlte ich etwas Schwarzes vor den Augen: es war ein furchtbarer Schmerz. Wie ich endlich zu mir kam, sah ich, daß ich mit der Stirn gegen eine Tür gerannt war, die Tür von — Konfordia.“

„Sie waren schon hier?“ staunt da eine Stimme.

„Ich verstehe die Frage nicht. Früher: nein. Aber doch heute! Die ganze Zeit! — Und wo sind übrigens die beiden Herren — die beiden Engländer, die so schön spielten. Ich will doch —“

Da packt ihn der Schwarzbärtige scharf am Arm, blickt ihn an, stieren Blickes, und gurgelt hervor:

„Wann waren Sie hier? Und welche Engländer? Hier ist doch niemand außer uns. Und auch Sie sind doch erst hier seit einer Stunde?“

Da geht ein Rächeln über jenes Gesicht, und er sagt:

„Sie brauchen mich doch nicht so wie ein Kind behandeln. Ich bin schon ganz gesund. Nur noch ein wenig Schmerzen an der Stirn — wo ich da gegen die Tür gefallen bin, die schwarz — aber auch das wird bald gut sein.“

„Sie waren hier und sind gar nicht fortgegangen?“

„Aber was wollen Sie denn? Allerdings war ich hier. Und die Zeit ist verflogen — man weiß gar nicht wie — so schön haben sie gespielt. Sie schrieben sich dort ins Fremdenbuch, die Herren —“

„Was, was haben sie gespielt?“

„Auf einer Flöte. Einer weißen Flöte, die — und so waren die Namen, jetzt fällt es mir ein: Mister Corway und Klingworth.“

Da geht jener hinüber, mit ganz schweren zitternden Knien — hinüber zum Tisch. Und da liegt das Fremdenbuch offen. Und er liest:

„Dritten Juli 19 . . . das ist heute vor einem Jahr — verunglückten Mister Corway und Klingworth bei Traverstierung des Aletschgletschers in einem Schneesturm und fanden hierbei der Tod. Ihre Leichen —“

Erwachende Welt.

Von Dr. Hans Kalischer.

Die eigentliche Pubertäts- oder Reifezeit, die durchschnittlich mit dem 13., 14. Jahre einsetzt und sich bis zum 17. oder 18. Lebensjahr und darüber hinaus erstreckt, wobei sich noch durch Geschlechts-, Rasse- und individuelle Unterschiede die Grenzen etwas verschieben, pflegt man auch treffend als das zweite „Trockalter“ zu bezeichnen. Man verglich dabei dieses Verhalten mit dem typischen Benehmen kleiner Kinder von fünf bis sechs Jahren, das denselben Namen trägt. Widerstreben, Verneinen, Ablehnen um des Ablehnens willen sind ja die charakteristischen Merkmale für das trockige Kind wie für den Jugendlichen.

Aber während sich der Erzieher meist nur schwer mit dieser für ihn sehr unangenehmen Tatsache abfindet, hat der Seelenforscher,

befreit von allen Vermitteln, den tieferen Lebensnimm und das Gesetzmäßige dieses immer wiederkehrenden Jugendtrokes auffinden können. Den einflügeligen Geptielen entfremdet und von der Gemeinlichkeit der Erwachsenen noch mit einem ironischen Lächeln abgewehrt, suchen die jungen Menschen ihre Lebensunsicherheit hinter einer herausfordernden Haltung zu verbergen. Vor allem aber ist der Trok eine Art von notwendiger Schutzwall, hinter dem der Jugendliche eine seelische Leistung vollbringt, deren Schwere und Bedeutung der Mensch im späteren Alter meist vergessen hat. Dem Jüngling besonders ist in der Reifezeit keine geringere Aufgabe zuteil geworden als die, Wilderhürmer und Schöpfer zugleich zu sein, einen alten Glauben zu zerbrechen, um einen neuen aus den Trümmern zu errichten. Was ihn zu diesem Tun befähigt, ist ein Erlebnis von einschneidender Bedeutung, das man am besten kurz als die Entdeckung der eigenen Welt kennzeichnen könnte. Aus den Selbstbiographien der Künstler sowohl wie aus genauen Beobachtungen, die die Psychologie in den letzten Jahren über diesen wichtigen Altersabschnitt gesammelt hat, sind uns jenes Erlebnis und seine Auswirkung in den Einzelheiten bekannt geworden.

Das Kind steht ganz im Banne der äußeren Erscheinung, es erforscht Sinn und Beschaffenheit der realen Dinge. Der Jugendliche, aufgerüttelt durch den heftigen Naturum eines ihm vorher unbekanntem Leidens und Begehrens, wird sich seines Selbst bewußt und fühlt sich plötzlich als ein persönliches Einzelwesen von seiner bisherigen Umgebung getrennt. Seine Gefühlsreaktionen, seine Zu- und Abneigungen, der verwirrende Wechsel seiner Stimmungen werden ihm Mittelpunkt alles Denkens und Tuns. Während das Kind noch naiv, ohne Wissen von sich selbst, handelnd und fordernd mitten in dem verflochtenen Fluß des Lebens sich bewegt, steht der jugendliche Mensch neben dem Strom des Geschehens und sucht im Spiegel die sich bildenden Umrisse seines eigenen Gesichtes, seines werdenden Ich zu erfassen. Er beginnt sich zu beobachten, er führt Tagebücher, schreibt geheim Gedichte und gibt damit Kunde von dem neu erwachenden Innenleben. Der bisherige Leitstern alles Handelns, die Stimme der Eltern, verblasst, oder vielmehr er erscheint am Horizont dieser neuen Innenwelt, mit ihren Gesetzen sich verbindend, wie ein Ruf aus der eigenen Brust. Es ist die Zeit, in der das „Gewissen“ Gestalt bekommt und Ideale sich aufrichten. Die Urbilder selbst aber, die Eltern, Lehrer, Erzieher werden zunächst verlassen. Die Wandererschaft zum neuen Leben ist einsam, geschieht eben durch eine trotzige Abwehr aller früheren Einflüsse.

Am schwersten wird dem Jugendlichen die Ablösung seiner Liebe von den Erscheinungen des Lebens, an denen sie in der Kindheit wie die junge Ranke Halt und Stütze fanden: von dem Vater und der Mutter. Jetzt, wo die kindliche Neigung einen Schutz aus den Quellen der reif gewordenen Sinne empfängt, wird die Zuwendung zum fremden Liebesobjekt Gesetz und Forderung. Wir wissen aus den Sagen, aus der Geschichte der Menschheit und der vergleichenden Völkerkunde, daß diese Ablösung sich nicht ohne weiteres und stets nur unter starken Konflikten vollzogen hat. Die heftigen Kämpfe der Generationen, die Auseinandersetzungen zwischen Vätern und Söhnen, Müttern und Töchtern, sind jedem auch heute bekannt und haben in diesen triebhaften Vorgängen, deren Beginn ja bis in die Kindheit weist, ihren Ursprung.

In welcher Weise der Jugendliche seiner Entwicklungsaufgabe gerecht wird, entscheidet über sein weiteres Schicksal. Er kann als Revolutionär, als weckender Schwärmer, als Verbrecher oder am Leben Verzweifelnder die Schwelle der Kindheit überschreiten. Alle diese Möglichkeiten sind Ausstrahlungen derselben zentralen Seelenlage: einer Selbstüberhöhung und eines schwersten Geltungsdranges, die in der plötzlichen Entdeckung einer eigenen Welt wurzeln. Diese Einstellung ist in Grenzen gesund und notwendig, aber durch widrige Erlebnisse oder Unvernunft der Umgebung gesteigert, kann sie den Boden für schwerste pathologische Verirrungen abgeben.

Keine Phase der seelischen Entwicklung fordert vom Erzieher größere Zurückhaltung und Selbstbeherrschung als diese Jahre des „Sturmes und Dranges“. Eltern, die die Gesetze der Jugend aus Einsicht und Beobachtung zu einem sicheren Bestande ihres Wissens gemacht und die schon vorher Schwächen und Stärken ihrer Kinder richtig eingeschätzt haben, werden auch in dieser Zeit den Zusammenhang mit ihnen nur scheinbar und vorübergehend verlieren. „Stilles Abwarten und geduldiges Verstehen“ könnte man als obersten Grundsatz an den Anfang aller jugendlichen-Erziehung stellen. Der junge Mensch sucht bei seinen Führern lebendiges Beispiel, Freundschaft und Vertrauen. Das Pochen auf die „Erfahrung“ der Jahre, moralische Vorhaltungen oder gar Drohung mit Gewalt sind verlorene Mühe, finden bei dem wörtlich zu nehmenden „Eigen-Sinn“ keinen Eingang in die jugendliche Seele und scheitern sie höchstens zu noch maßloserem Widerspruch auf.

„Wie ich Rasputin ermordete“.

(Von unserem Londoner Mitarbeiter.)

(Nachdruck verboten.)

Es ist nicht oft der Fall, daß sich ein Mörder in einer hinlänglich hohen und angesehenen Stellung befindet, um eine Schilderung seiner Mordtat mit allen ihren Einzelheiten veröffentlicht zu können. Bei Jonathan Cape hat jetzt der Fürst Jusupoff ein Buch unter dem Titel „Rasputin, sein

unheilvoller Einfluß und seine Ermordung“ erscheinen lassen. Von Kriegsbeginn an habe der Mönch einen beherrschenden Einfluß auf den Zaren und die Zarin ausgeübt. Da sei eine Gruppe junger russischer Aristokraten unter dem Fürsten Jusupoff zusammengetreten und habe beschlossen, Rasputin zu ermorden.

In einem der unteren Räume des Palastes des Fürsten in Petersburg sollte sich die Tat vollziehen. Der Verurteilte wurde eingeladen, mit der Fürstin zusammenzukommen. Man bereite den Wein für ihn vor und mit Blausäure vergifteten Schokoladentuchen. Rasputin aß zwei von ihnen und fuhr zu des Fürsten peinlichster Ueberraschung in seiner Unterhaltung fort, ohne sich zunächst anstehend schlechter zu befinden. Dann aber fühlte er ein leichtes Unwohlsein und bat den Fürsten, etwas zu spielen und zu singen. Kaum hatte dieser damit begonnen, als aus den Räumen über ihnen ein Lärm erkobnte.

„Was ist das?“ fragte Rasputin überrascht.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Fürst.

„Wahrscheinlich nehmen die Gäste Abschied. — Ich werde nachsehen.“

Er ließ ihn allein und ging hinaus. Auf der Treppe stürzten ihm der Großfürst Dimitri Pawlowitsch, Kurischewitsch und Subkoutin mit ihren Revolvern in den Händen entgegen. Sie waren niedergeschmettert, als sie hörten, daß das Gift nicht gewirkt habe. Eine hastige Beratung folgte, und dann ergriff Jusupoff des Großfürsten Revolver und ging zu Rasputin zurück. Er fand den Mönch mit gebeugtem Haupte sitzen. Der Fürst wandte sich, um auf ein Kreuzifix an der Wand zu blicken, und forderte Rasputin auf, vor demselben ein Gebet zu sprechen. Dieser schien durch die Aufforderung niedergeschmettert.

Der Fürst erzählte: „Ich dachte: Gott gebe mir Kraft, alles zu Ende zu bringen. — Ich brachte den Revolver hinter meinem Rücken langsam nach vorn. — Ich feuerte. — Mit einem Gebrüll wie von einem wilden Tier stürzte Rasputin mit Wucht rückwärts auf ein Bärenfell nieder. — Man stürzte von außen herein. Jemand jemand stolperte gegen den elektrischen Schalter, und wir befanden uns in tiefer Finsternis. Als das Licht wieder angebracht wurde, sahen wir Rasputin auf seinem Rücken liegen. Auf seiner leibenen Bluse war ein kleiner roter Fleck. Das Gesicht war durch die Herzgegend geschlagen.“

Das Licht wurde wieder ausgedreht, und man begab sich nach oben, in des Fürsten Arbeitszimmer. Alle waren in gehobener Stimmung, weil sie überzeugt waren, daß die Ereignisse dieser Nacht Rußland von Ruin und Schande befreien würden. Plötzlich erfaßte den Fürsten ein unwiderstehlicher Antriebe, noch einmal nach unten zu gehen. — Rasputin lag regungslos.

„Aber dann kam die schrecklichste Erfahrung für mich. Unter einem mir unmerklichen Drange packte ich Rasputin bei beiden Armen und schüttelte ihn heftig. Ich wollte mich gerade wieder entfernen, als ich ein leichtes Zittern seines linken Augenlids wahrnahm. Ich blickte mich über ihn und prüfte sein Gesicht. Seine Züge begannen krampfhaft zu zucken. Einen Augenblick später hob sich sein rechts Augenlid. — Beide Augen — die Augen von Rasputin — hefteten sich auf mich mit dem Ausdruck eines teuflischen Hasses. Dann geschah das Unglaubliche. Mit einer heftigen Bewegung sprang Rasputin auf seine Füße. Ich war von Schrecken gepackt. Die Hände halften von einem wilden Gebrüll. Seine krampfhaft verknoteten Hände fuhrten durch die Luft, packten meine Schulter wie rotglühendes Eisen, verfrachten mich bei der Kehle zu packen. Ein schrecklicher Kampf. Es schien mir, als ob mich der Teufel selber in der Gestalt dieses Mensch mit seinem Zangengriff umklammerte, um mich nie wieder loszulassen. Aber mit äußerster Anspannung aller meiner Kräfte vermochte ich, mich endlich loszureißen, und Rasputin fiel stöhnend zurück, eine von mir abgerissene Spaulette in der Hand. — Ich stürzte die Treppe hinauf und schrie: „Rasch, rasch — einen Revolver — er lebt noch!“ Kurischewitsch riß seinen Revolver heraus. Im gleichen Augenblick hörte ich Geräusch hinter mir. Es war Rasputin. Ich griff nach einem mit Blei beschwerten Stode. Rasputin raffte sich jedoch zusammen und machte einen Sprung nach einem Seitenschränke, das auf den Hof führte. Wider mein Erwarten war es nicht verschlossen. Er riß es auf und verschwand in der Dunkelheit.“

Kurischewitsch stürzte ihn nach. Es fielen zwei Schüsse. Der Fürst rannte nach dem unverschlossenen Hauptportal. Ein dritter Schuß fiel und ein vierter. Der Mönch taumelte und brach neben einem Schneehaufen zusammen.

„Später trat ich noch einmal an den Körper heran. Eine Art Paroxysmus erfaßte mich. Ich fürchtete, Rasputin könnte noch nicht unschädlich sein. Ich begann mit meinem Bleistod auf den Körper loszuschlagen. In meiner Raserei schlug ich überall hin. In diesem Augenblick waren mir alle Gesetze Gottes und der Menschen ein Nichts. — Man wickelte den Körper in eine Decke, legte ihn in ein Auto und fuhr davon in der Richtung nach der Petrowski-Insel. Dort wurde er von einer Brücke in das Wasser geschleudert.“

Ch. P.

Fröhliche Ecke.

Gute Gesellschaft. „Hier, Liebste, ich habe dir einen Goldfisch mitgebracht, damit du nicht soviel allein bist.“

Diese Prahlerei. „Frau Meier sagt, ihre Tochter hätte Verbindung mit den ersten Familien der Stadt. Ist das wahr?“ — „Das stimmt. Sie ist Telephonistin.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Stora, Poznań.